

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Peter Suhrkamp

Der Leser

Bibliothek Suhrkamp

Suhrkamp, Peter
Der Leser

Reden und Aufsätze

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hermann Kasack

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 55
978-3-518-24134-9

SV

Band 55 der Bibliothek Suhrkamp

Aus dem umfangreichen Corpus von Suhrkamps Schriften zur Literatur wird hier ein Konzentrat geboten. Die Auswahl zeigt den schöpferisch bemühten und beharrlichen Leser Suhrkamp, zeigt ihn auch als Leser von Landschaften und Menschen und legt Zeugnis ab von seinen Begegnungen mit Hesse, Schröder, Hauptmann und anderen. Suhrkamps Aufzeichnungen sind ein erregender Niederschlag seines jahrzehntelangen Wirkens an den Brennpunkten des literarischen Geschehens.

PETER SUHRKAMP

Der Leser

Reden und Aufsätze

SUHRKAMP VERLAG

Herausgegeben und mit einem
Nachwort versehen von Hermann Kasack

Erste Auflage 2017

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1960

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-241-349

INHALT

Über das Lesen <i>Taschenbuch für junge Menschen, 1947</i>	9
Wozu eine Bibliothek <i>Morgenblatt für Freunde der Literatur, Nr. 7, 1955</i>	22
Von der Unzerstörbarkeit des Menschen 1942	30
Wirklichkeit <i>Neue Rundschau, 1934</i>	36
Der Wandsbecker Bote von Matthias Claudius <i>Pantheon-Ausgabe, 1943</i>	42
Der Nachsommer von Stifter 1943	59
Lesen von Bildern <i>Neue Rundschau, 1935</i>	72
Die nordfriesische Insel 1943	74
Brief an einen Heimkehrer <i>Taschenbuch für junge Menschen, 1947</i>	87
Über das Verhalten in der Gefahr <i>Neue Rundschau, 1939</i>	109
Mein Weg zu Proust <i>Morgenblatt für Freunde der Literatur, Nr. 4, 1953</i>	116
Am Grabe Oskar Loerkes <i>Ansprache, Berlin, 27. 2. 1941</i>	125

An Gerhart Hauptmann zum 83. Geburtstag <i>Rundfunkansprache 15. 11. 1945</i>	128
Zum 70. Geburtstag Hermann Hesses <i>Rundfunkansprache 2. 7. 1947</i>	133
Begegnung mit Rudolf Alexander Schröder <i>Rundfunkansprache 22. 1. 1953</i>	142
Lebensbilder aus dem Lesebuch „Deutscher Geist“	148
Ansprache vor der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung <i>Düsseldorf, Mai 1957</i>	175
Die Aufgabe der Literatur <i>Rundfunkansprache 30. 9. 1956</i>	178
Das Bild des Europäers <i>Vortrag, Herbst 1948</i>	185
<i>Nachwort des Herausgebers</i>	205

Der Leser

ÜBER DAS LESEN

1947

Neuerdings bin ich auch dieser abscheulichen Gewohnheit verfallen, den Tag mit dem Lesen der Zeitung zu beginnen“, sagte ich neulich zu einem Bekannten. Er sah mich verständnislos an. Als ich ihm erklärte, bis vor kurzem hätte ich nach dem Frühstück einige Seiten in einem guten Buch gelesen, setzte er ohne noch ein Wort für mich seinen Weg fort, als wäre etwas Bedauerliches zwischen uns getreten. „Natürlich nicht in einem Roman“, beharrte ich eigensinnig, „sondern etwas, das nachdenken macht, zum Denken anregt. Einen Essay von Bacon, eine Arbeit von Ernst Hello oder von Paul Valéry, in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften, den Noten und Abhandlungen zum Divan.“ Als ich erzählte, das Liebste dafür wären mir Hebels Schatzkästlein, Lafontaines Fabeln und Grimms Märchen gewesen, und daß ich in meinen Morgenstunden immer wieder zu diesen Büchern zurückgekehrt sei, schnappte er fast nach mir: ob ich ihn höhnen wolle. Nun erzählte ich, daß ich einige Zeit in einem Schulinternat lebte, wo es Sitte war, vor dem Frühstück ein Präludium und eine Fuge von Bach anzuhören. „Warum soll man den Tag nicht mit einer anspruchsvollen Gewohnheit beginnen!“ – „Das praktische Leben ist gewöhnlich. Überspanntheit und Einbildung im gewöhnlichen Umgang: man stolpert über seine eigenen Füße.“ – „Das Lesen am Morgen dient mir eigentlich dazu, die Flügel meiner Einbildung zu binden, den Geist wach zu machen für eine Ordnung in

meinen Schritten für das genaue Maß. Es ist ein Mittel gegen Ungenauigkeit und Zerstreutheit. Es legt den Bleikiel in mein Fahrzeug.“ Und hier erzählte ich meinem Bekannten die Anekdote von dem alten, zum Tode verurteilten Chinesen. Am Abend vor seiner Hinrichtung nach seinen letzten Wünschen gefragt, bat er um die Sieben Bücher der Weisheit. Das war auch in China ungewöhnlich, und morgens fragte man ihn, warum er nach den Büchern verlangt habe, sein Gedächtnis daure doch nur noch wenige Minuten. „Ich füllte meine Seele“, war seine Antwort.

Es gibt viele Arten zu lesen, und man muß zwischen Lesen und Lesen scheiden: Lesen, um zu lernen, Lesen, um in etwas einzudringen, Lesen, um den Geist in Bewegung zu bringen, Lesen als Gespräch, Lesen als Kunst. Alle lassen sich in drei Arten zusammenfassen: Lesen zur Orientierung, Lesen als Übung und schöpferisches Lesen. Dazu ist in neuerer Zeit noch eine sehr verbreitete Art gekommen: Lesen aus Gewohnheit. Und diese Gewohnheit kann, wie das Rauchen, zur Süchtigkeit anwachsen. Der so Geplagte muß in jedem unbeschäftigten Augenblick, wo er auch immer sein mag, lesen.

Lesen können: das gilt allgemein als Maßstab für die Kultur eines Volkes. Noch vor weniger als fünfzig Jahren zählte man die Analphabeten in einem Volk – heute zählt man die Millionenzahl der Bücher eines Jahres. Der Vertauschung des Maßstabes ist man sich noch kaum bewußt. Lesen lernen, das ist die Entdeckung einer neuen Welt. Dem Geist wird ein Fenster für den Blick auf eine andere Wirklichkeit geöffnet. Diese andere Wirklichkeit eröffnet den Kräften des Geistes eine Freiheit, die vorher nicht da war, und sie enthüllt eine Ordnung, die unter den Kräften des Geistes gültig ist; sie

offenbart Gesetze, durch die Phantasie, Gedanke, Gefühl und inneres Gesicht zu einer eigenen Welt geordnet werden. Der Schüler im Lesen entdeckt auf eine Weise, daß es verschiedene Welten gibt, und diese Weise ist so eindeutig und so bedeutend wie die Mathematik und wie die Musik. Die Zeichenschrift blüht im Licht der Begabung zu einer wundersamen Welt auf. Als ein rechtes Wunder geschieht das nur, wo Einfalt, Ehrfurcht und Glaube vorhanden sind. Die Begabung aber verlangt Anstrengung und Bemühung unsererseits. – Dagegen die Lesefertigkeit: da laufen in großer Geschwindigkeit fremde Bilder und fremde Gedanken über die Leinwand des Geistes wie Filme. Die rasche Folge verhindert das eigene Überdenken eines Gegenstandes und eine eigene Entscheidung. Die Anschauungen haben nichts mehr mit der Person zu tun. Das Denken ist auch von den Gegenständen gelöst. Die richtige Folge: Beobachtungen am Gegenstand – Denken im Anschauen des Gegenstandes – eigene Ideen zum Gegenstand – die Veränderung oder Verwendung des Gegenstandes nach diesen Ideen: diese Folge ist aufgehoben. Dieser Lesende hört und sieht nicht mehr, was er liest. Sein eigenes Denken verflüchtigt sich, sein Geist ist verflacht zur Filmleinwand. Das ist die rechte Verfassung für die Wirkungen der Propaganda. Deswegen wird in unserem Zeitalter der Propaganda auf das Viel-Lesen hingedrängt, auf Lesefertigkeit, und darum werden in modernen Staaten die Millionenziffern der Bücher gezählt.

Mein Beruf zwingt mich, viel zu lesen, wenn ich aber etwas für mich lesen will, dann kehre ich gern immer wieder zu wenigen Büchern zurück. Wenn man dasselbe wieder und immer wieder liest – nur klassische Werke vertragen das –, tritt einem mit der Zeit aus dem

Gelesenen ein Gesicht entgegen: der Mensch, der das schrieb. Er tritt nicht aus den Erkenntnissen hervor, die darin ausgesprochen sind, und nicht aus den Begebenheiten, die dargestellt wurden. Es ist das Wie des Vortrags, und nicht das, was gesagt wird.

So kann Lesen zu einem Gespräch werden mit einem Menschen, der nicht gegenwärtig ist, mit dem Autor. Das erschließt die Möglichkeit, mit großen Menschen Umgang zu haben; und mit Menschen, die mehr wissen und mehr sind als die, denen ich täglich begegne; mit erlauchten Geistern, zu denen ich in einem ehrfürchtigen Verhältnis stehe; und was sie mir geben, ist weit mehr als das, was in dem Buch steht, das ich gerade lese. Das ermöglicht ein Gespräch mit Menschen anderer Zeiten und mit Menschen anderer Welten. Sie treten aus dem Buch, das ich lese, lebendig hervor. Ich erscheine vor ihnen mit meinen Angelegenheiten, und dann sind es nicht bloß meine Angelegenheiten, sondern sie erscheinen im Licht eines anderen Lebens, einer anderen Welt und einer anderen Größe. Sie hören auf, Angelegenheiten bloß des Augenblicks zu sein, und erscheinen in der Perspektive – nicht der Vergangenheit oder eines fernen Kontinents – in der Perspektive des einigen Lebens. Ich lese Goethe; nicht, was er über dieses und jenes sagt, ist so wichtig wie, daß er, Goethe, das sagt. Ich setze mich nicht mit seinen Äußerungen auseinander, sondern ich höre ihm zu. So ist Lesen lebendige Existenz. Stifter führt mich auf seine behutsame Art an die Dinge heran. Zuerst führt er immer wieder an ihnen vorüber, und sie werden jedesmal nur mit Namen genannt; so oft, bis eine Frage, eine Bemerkung von mir kommt, die verrät, daß ich nun geöffnet bin für das Ding. Und dann stellt er es vor mir auf, mit einer Geschichte, die es

merkwürdig macht, und ein Wort fällt: „Nausikaa“, und damit wird es in eine Welt gerückt. Beim Lesen muß einer seine gesamte Bildung gegenwärtig halten – und seine Erinnerungen.

Wie die meisten Menschen es sich gerne in ihrem Umgang, in der Wahl ihrer Freundschaften bequem machen, indem sie nur Menschen dafür wählen, mit denen sie harmonisieren, die ihnen ähnlich sind, in denen sie sich bestätigt finden, und also im anderen nur sich suchen, so lesen viele Menschen gern das, was sie im ersten Moment anspricht, was ihrer Stimmung entgegenkommt, worin sie sich wiederfinden oder zumindest sich spiegeln und mit sich schön tun können. Das, was ganz anders ist, das Fremde, das Schwierige, wird ignoriert oder fortgeschoben. Diesem Verhalten liegt ein falsches Verhältnis zur Welt zugrunde, ich möchte sagen: Mangel an Welt. Es ist ein Sichsträuben gegen die Welt und zutiefst Lebensschwäche. Man kann beobachten, daß solche Menschen sich selbst nicht kennen und sich nicht kennen wollen. Sie kultivieren ein Bild von sich; sich, so wie sie sind, lehnen sie ab; sie sind ihre eigenen Feinde; Menschen, mit latentem schlechtem Gewissen. Das ist ein schlimmer Zustand. Nirgends wird so offenbar, daß Demut und Liebe zwei Seiten desselben Wesens sind, daß unsere Tugenden *und* unsere Fehler unsere Kraft sind; daß wir nur in der Welt uns finden können; und daß Barmherzigkeit und Ehrfurcht allein in die Welt einführen. Jeder von uns hat die erstaunlichen Stunden inneren Lichts erlebt, in denen er selbst ganz hingschmolzen ist, sich in Gegenwart und Besitz der inneren Welt fühlt, und sie und sich so erkennt. Die Stunden der Begeisterung; wenn er bewunderte. Solche Stunden sind Glücksfälle. Das Gewöhnliche ist die unablässige

Bemühung um das Andere, das Fremde; ist die Umwerbung, ist Lauschen und Sinnen, ist Scharfsinn und Tiefsinn, ist das Eindringen in das Wesen und Wollen des Schreibenden; sich in den Schreibenden verwandeln und den Quell- und Lebenspunkt seiner Eigenheit suchen. So erfährt man, daß kein Wesen in der Welt wie das andere ist, und so, über Liebe und Hingabe, erfährt man die Welt, den reichen Strom aus vielen Quellen.

Jeder Lesende ist ein Lernender, ein Lehrling. Er lernt nicht bloß Fakten. Wichtiger ist, daß alle Dinge in einer Beleuchtung erscheinen, die sie verbindet, so daß sie zu einer Welt zusammentreten. Und manchmal erspürt man das in jener Welt Wirkende, das Gesetz im Lebensverkehr der Dinge. Es kommt vor, daß man es lebendig in sich spürt; man fühlt das Leben anders; und plötzlich hat man Fähigkeiten, die man nicht ahnte. Dem Blick tut sich eine Tiefe und eine Weite auf, wo Augen niemals hinreichten. Die Welt öffnet sich einem Wissen, das über Beobachtung und Erfahrung hinausreicht, das richtiger ist als die Ergebnisse der Logik und die Ergebnisse des Gefühls. Eine Klarheit wie nie. Gipfellicht und die Kühle von Ewigkeit – und das Blitzen von Allgegenwart. In solchen Momenten vermag einer Kommendes richtig vorher zu wissen, wenn die augenblickliche Realität es noch mit keiner Andeutung verrät. Dabei sind keine übernatürlichen Kräfte im Spiel, nur Kräfte, die schlummerten, sind erwacht, wie aus einem Pflanzenauge eine Wurzel oder ein Schößling hervorschießt, in neuen Boden oder neue Luft; und die Pflanze steht dann tiefer und breiter in der Welt.

Lesen kann auch eine Form von Exerzitien sein. Bei Musikern sah ich am besten, was Übungen sein können. Bevor der Musiker mit seinen Übungen beginnt, setzt er

sich zu einer bestimmten Haltung zurecht und verharret einen Moment regungslos, die Haltung hat etwas Steifes und Feierliches. Diese Stellung behält er bei, solange er übt. Die Übungen bestehen darin, daß er immer wieder, von Mal zu Mal konzentrierter, in Noten vorgezeichneten Formen nachgeht, mit dem einen Bemühen, sie immer genauer zu treffen. Nein: nicht zu treffen, sondern nachzubilden; mehr noch: sie zu erfüllen. Während dieser Arbeit ist sein Gesichtsausdruck merkwürdig starr und feierlich. Er gestattet sich keinen Augenblick eine Stimmung oder einen eigenen Ausdruck. Die Musik wird weniger gespielt, als daß vorgeschriebene Zeichen ausgeführt werden. Die kluge, vorsichtige, geduldige Hand erstrebt Genauigkeit in den Umrissen und Maßen einer Figur, im übrigen ist der Musiker nur Horchen, ob die Figur unter seiner Hand rein entsteht. Der übende Musiker fühlt sich durchaus nicht als ein Erhöhter, als ein in einer Weihe Stehender, dem ein höheres Waltendes sich offenbare, sondern als Dienender, der eine Gesetzmäßigkeit genau zu erfüllen hat, damit die kleine musikalische Phrase wahrnehmbare Wirklichkeit gewinnt, denn in der profilierten und artikulierten Aussage allein erscheint sie und bewegt sich und vermittelt einen bestimmten Inhalt, den die Hörer bei sich gleichbedeutend mit ihren Wahrnehmungen in der Realität und den Erkenntnissen ihres Verstandes einreihen können. Die Hörer aber erleben mit dem Erscheinen der Phrase eine Entführung aus der Welt ihrer eigenen Bewußtheit in eine andere Welt, oder es geschieht ihnen eine Erweiterung der Welt ihrer Bewußtheit, die aus der oberflächlichen Verständlichkeit nicht zu erklären ist. Übungen dieser Art geben nicht nur einen Begriff von einer Genauigkeit, wie sie im alltäglich Menschlichen ungewohnt,

in der Natur wie im Geistigen aber zum Wesen des Gesetzes und der Wahrheit gehört – die Übungen geben nicht nur einen Begriff von dieser stimmenden Genauigkeit, sondern sie machen darüber hinaus die Genauigkeit dem Übenden zu einer Gewohnheit in seiner natürlichen Lebensform. Entsprechend diesen Übungen des Musikers gibt es Leseübungen als geistige Exerzitien. Dabei kommt es zuerst auf die Texte an: sie müssen von einer unbedingten inneren Gesetzlichkeit sein, bewährte Texte. Und dann kommt es auf die Haltung des Lesenden an: er muß langsam und genau lesen, im inneren Hören und inneren Sehen konzentriert, in allen Bewegungen genau den vorgezeichneten Maßen folgend. Diese Leseübungen gehören in den Stundenplan des geistigen Werktages. Sie sollten täglich gehalten werden, eine halbe Stunde dafür kann genügen. Das sind keine Übungen, um lesen zu lernen, sondern Übungen für Kundige.

Aber stiftet die Entführung aus der eigenen Welt nicht Verwirrung in der Tagesbewußtheit, sobald wir wieder in diese zurückweichen? Nur, wenn in der Übung nicht die vollkommene Genauigkeit gesucht wird, sondern stattdessen vorzeitiges Begreifen-Wollen den anderen Einklang stört. Die Erfahrung der Genauigkeit im Geistigen, die Einsicht in das absolut Stimmende im schweigenden Eigensein der Form schenkt unserem Wesen erst wieder die notwendige Einfachheit. Dafür ist allerdings Glauben Voraussetzung. Die Teilhabe des Glaubens am Lesen ist eine alte Erfahrung.

Aber jetzt lesen? – kann man jetzt lesen? – und darf man jetzt lesen? Mit der Frage nach dem Können wird auf eine Voraussetzung für alles Lesen gedeutet: der Leser muß heil sein; er muß bei sich sein; aber er darf nicht ganz und gar mit sich beschäftigt sein, muß Kräfte

frei haben für etwas anderes; er muß frei genug sein, um sich anderen widmen zu können. Und gehört diese Freiheit von sich nicht zum Menschen? Dann muß sie in jeder Lage gesucht werden.

Mit der Frage nach dem Dürfen wird ein alter Klassenstandpunkt wieder aufgegriffen: da galt Lesen als Luxus und gar als kultivierte Form des Faulenzens. Für eine solche Anschauung gilt als ausgemacht, daß Lesen fürs reale Leben untüchtig mache oder zumindest davon abhalte. In jener Welt kann man zwei miteinander gekoppelte Tendenzen vernehmen: die Menschen seien dumm zu erhalten und sie seien glücklich zu erhalten. Diese Erörterungen wurden in einer Welt gepflogen, in der eine Menschenklasse für eine andere zu arbeiten hatte. In einer Streberwelt, wie sie nach 1871 bei uns groß geworden ist, zur Zeit des grandiosen wirtschaftlichen Aufstiegs. Bei keinem anderen Volk in Europa ist diese Moral je so verbreitet gewesen, sie hat die Kultur in der Breite und in der Kontinuität gehindert. Sie hat es bei uns dahin gebracht, daß fast jeder Mensch ein schlechtes Gewissen verspürt, wenn er über der Beschäftigung mit geistigen Dingen Praktisches versäumte. Man hat gesagt: weil wir von Natur zu Romantik und Metaphysik neigen. Aber hat uns die Tüchtigkeit in ein richtiges Verhältnis zur Realität gebracht? Zu einem humanen Realismus führt nur eine von der inneren Person getragene und durchlichtete Existenz. Der Realismus setzt ein inniges Verhältnis zum Seienden voraus, und das ist ein bloß sinnliches oder nur opportunistisches Verhältnis niemals, wenn die Ziele auch noch so hoch gesteckt werden. Dazu gehört eine Kommunikation mit dem Seienden, wie sie nur im Geistigen möglich ist. Und eine Form, diese Kommunikation herzustellen, die

Disposition dafür zu schaffen, ist Lesen. Wenn die innere Verbundenheit zwischen Menschen aussetzt, versteht buchstäblich keiner mehr, was der andere sagt, auch wenn sie dieselbe Sprache sprechen. Zwei Menschen aber in innigem Verhältnis können in fremder Sprache einander bis in verborgene Gefühlsnuancen verstehen. So weitgehend gehört zum Wesen der Sprache die innere Kommunikation. Der Turm zu Babel war das Werk gigantischer Tüchtigkeit. Aus diesem Symbol für ein himmelstürmendes völkisches Leben ließe sich die Lehre ziehen, daß selbst Genies der Technik niemals das Leben versäumen sollten.

Sehr viele Menschen haben ein Vorurteil gegen das Lesen, bei uns wenigstens die Hälfte aller Menschen, ich glaube, es sind wohl noch mehr. Zunächst alle, deren Lebensgang sie nicht dazu kommen ließ, das Lesen kennenzulernen, das sind fast alle, die nur die Volksschule besuchten. Sie hätten eigentlich keinen Grund, weil auch sie in der Schule Lesen lernten und übten. Ihre Vorurteile sind, Lesen sei Luxus und Müßiggang, und sie wären nicht gebildet genug und nicht dafür begabt, und überhaupt sei Lesen auch zu nichts nutze und gehöre zu dem feinen und eingebildeten Getue. Diese Vorurteile können zu Eigensinn und Trotzigkeit verhärten. Die Gesellschaft hat eine traurige Schuld daran. Sie schließt den Volksschüler davon aus, die großen und ewigen Schöpfungen im Wort kennenzulernen – und die Gesellschaft weiß das nicht. Mit dem Nachholen der Bildung in Volkshochschulen ist diese Schuld so wenig abzutragen wie mit Aufführungen in der Art des Rundfunks. Eine weitere Gruppe von Ignoranten besteht unter Männern der Wirtschaft. Sie lesen, um orientiert zu sein, aber sie weisen Lesen als Übung und schöpferisches

Lesen mit einem nachsichtigen Lächeln von sich. Sie halten Lesen für Verwöhnung und für eine Angelegenheit von Frauen, Kindern und Narren, freundlicher gesinnt, nennen sie letztere auch „Idealisten“. Von sich sprechen sie in diesem Zusammenhang als von „Erwachsenen“. Das sagt genug. Sie ahnen, daß der wahre Leser ein Liebender sein muß. Ob sie auch wissen, daß Frauen nicht nur den Menschen zur Welt bringen, und daß Empfangen und Gebären innigst zusammenhängen? Ob sie deshalb nur mit Diskretion von ihrer Abneigung gegen das Leben sprechen? – Merkwürdig bleibt ihre Unaufmerksamkeit in diesem Punkt auf die größten in ihrem Kreise, von denen auf die Schulter getippt zu werden sonst ihr Stolz ist: wirklich große Männer der Wirtschaft sind nämlich meist Leser von hohen Graden – aber an ihnen wird das als generöse Laune und Liebhaberei belächelt. Die „erwachsenen“ Männer haben jetzt erlebt, daß das Gegründetste, das Gewaltigste und das Geordnetste dem Untergang verfallen kann; und das mag der Grund sein, weshalb vor manchen von ihnen, wenn auch noch wirr durcheinander, jetzt die großen Bücher auftauchen. Sie mögen ahnen, daß große Entscheidungen unterirdisch vorbereitet sind, in unterirdisch verlaufenden Strömen, auf denen alles Oberirdische treibt. Wie hätten sonst alle in gleicher Weise von Unheil betroffen werden können! Sie suchen jetzt Verbindungen zu den verborgenen Mächten. – Zu den Nicht-Lesern rechne ich auch alle Gewohnheitsleser; bei ihnen ist das Können unheilbar degeneriert.

So viele Menschen sind es bei uns, die nur im Gehege ihres jeweiligen Alltags leben, mit alltäglichen Sorgen und Mühen, zwischen persönlichen Befriedigungen und persönlichen Enttäuschungen, mit ehrgeizigen Spekula-

tionen, und an den Schranken der Realität immer wieder zurückgeworfen, zwischen Glauben und Aberglauben. Aus Namen, Ziffern und Dingen fügen sie in ihrer Vorstellung mühsam die Bilder von anderen Zeiten und von anderen Ländern. Jenseits des real Vorstellbaren und jenseits des vernünftig Denkbaren hört für sie die Welt auf. Nur im gegenwärtigen Zustand ihres Lebens können sie sich sehen und sich empfinden. Sie kennen nicht die Bilder, in denen das dunkel Erlebte aus einer dumpfen Wirklichkeit in die höhere Sphäre reiner Bewußtheit gehoben ist; nicht die dichterische Vision, die mit ihrem magischen Licht den Grund des Lebens jenseits des Denkbaren, dort, wo er im Dunkel liegt, erleuchtet, weil Gedachtes nie erleuchten kann. Wenn sie sich umsehen in ihrem Leben, finden sie da Anfänge, Versuche, Unfertiges in zufälligem Durcheinander. Wie nötig brauchten sie die klare Linie eines vollständigen Lebens in einer Biographie als Halt für die Augen auf dem Wege zwischen den Bruchstücken im Feld des eigenen Lebens. Wer gibt ihnen den Glauben an die Prädestiniertheit ihres Lebens, so daß sie unangefochten – und wenn um sie her die Welt in Trümmer geht – den Blick ruhig an den Gang des Lebens geheftet, ihre Bahn dahin gehen könnten. Sie sehen an den Menschen anderer Völker, mit denen sie in dem engen Raum Europa zusammen leben sollen, daß sie eine andere Haarfarbe haben, daß ihr Gesicht zwischen den Backenknochen heller gespannt ist, den weicheren Schmelz ihrer Augen, daß sie anderes wollen, und daß ihre Gedanken einen anderen Schritt gehen, aber sie werden niemals ahnen, daß sie selbst nicht die wären, die sie sind, ohne diese anderen mit ihnen; daß zwischen Isolierung und Kommunikation mit diesen ihr eigenes Schicksal schwankt. Daß die innere